

Echo vom Berg

Absurdes Tourististan

Unser Tourismus wurde für die Arbeitsplätze und die Einheimischen gemacht. Sagte man. Doch genau sie haben nun das Nachsehen.

Als in den siebziger und achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts der Motor des Bautourismus definitiv auf Höchsttemperatur getrimmt wurde, hallte es hallelujamässig durch alle Urversammlungen und Zeitungsberichte: Es geht um Arbeitsplätze, um Arbeitsplätze, um Arbeitsplätze; damit die Menschen weiterhin in den Bergdörfern eine Existenz haben, dort wohnen und leben können.

Nicht wenige von uns vertrauten den Verheissungen, weil man gemeinhin glaubt, was man glauben will. Die wenigen, die schon damals dem Zauber misstrauten, wurden wie Aussätzige behandelt und politisch zum Teufel gewünscht.

Seit ein, zwei Jahren mehren sich die Medienberichte, wonach unsere Berggemeinden nicht nur das Problem haben, ihre Jungen im Dorf zu halten, sondern sie überhaupt in Wohnungen unterzubringen. Da haben uns im Wallis die Spekulanten rund hunderttausend, mehr schlecht als recht belegte Zweitwohnungen in die Landschaft gepflastert und gezimmert. Doch jene, für die wir das angeblich alles machten – die Einheimischen und die bestellten Arbeitnehmenden –, finden je länger, je mehr keine bezahlbaren Wohnungen mehr. Ja noch schlimmer: Wir finden nicht einmal mehr das Personal für die touristischen Dienstleistungsjobs, weil angesichts der hohen Mieten und schlechten Löhne das Verarmungsrisiko besteht.

Ist das nicht geradezu grotesk, ja absurd?

Jedenfalls so absurd, dass jetzt wohl oder übel wieder einmal das Gemeinwesen, in diesem Fall die Gemeinden und die

Allgemeinheit, den Karren aus dem Dreck ziehen muss. Erst letzte Woche konnte man lesen, dass in Zermatt eine Genossenschaft gegründet werden musste, die für bezahlbare Wohnungen sorgen soll. Und auf der Riederalp beschloss die Gemeinde kürzlich, sechs Millionen Franken in die Hand zu nehmen, um für fest Ansässige acht bezahlbare Mietwohnungen zu bauen. Schon vorher verbürgte die Gemeinde Ernen für die Genossenschaft «Bietu» einen 4-Millionen-Kredit, damit diese acht 4½-Zimmer-Wohnungen erstellen konnte.

Ab und zu muss sich die öffentliche Hand selbst an der Nase nehmen. Wenn ich sehe, wie beispielsweise fusionierte Gemeinden selbst leer stehende Gemeinde-, Schul- und Pfarrhausliegenschaften an bester Dorflage an meistbietende ausserkantonale Käufer verhökern, statt daraus günstigen Wohnraum zu kreieren, kann man sich darob nur die Augen reiben. Ja sogar der Bund spielt dabei übel mit. Nur ein Beispiel: In Ulrichen steht in Bahnhofsnähe das schöne, alte Zollhaus mit Garten darum. Es würde mindestens gut und gern für vier Familien Wohnraum bieten. Nun soll es aber für 1,6 Millionen Franken an einen reichen Zuger verkauft worden sein, sodass die Bewohner ausziehen müssen.

Was wäre zu tun, um dem absurden Tourististan der Walliser Machart abzuhelfen?

Denk- und diskutierbar ist, dass bei allen bestehenden und neuen Feriendorf-Siedlungen und Ferienapartments ein Fünftel der Wohnungen ganzjährig Ortsansässigen zur Verfügung stehen muss. Und das zu einem Mietzinsdeckel, der sich an den Preisvorgaben

orientiert, wie sie in der Sozialhilfe angewandt werden.

Ebenso müssten wir uns überlegen, wie wir für die Hotellerie angesichts der Misere, Personal zu rekrutieren, zumindest vorübergehend einen Rettungsschirm spannen und gleichzeitig den Aufenthaltstourismus gegenüber dem überschwappenden Tagestourismus fördern könnten. Ein möglicher Ansatz: Der Kanton zahlt für jede Hotel-Logiernacht einen Zustupf von 50 Franken, sofern der Betrieb regionsansässiges Personal – ob Einheimische oder Einwandernde – ganzjährig zu gesamtarbeitsvertraglichen Bedingungen beschäftigt. Kostenpunkt bei maximalem Erfolg: geschätzte 200 Millionen Franken pro Jahr.

Das wäre womöglich konkrete Wirtschaftsförderung statt dem üblichen Leerlauf, der unter dem Strich mehr kostet und nichts bringt. Oder wie denken Sie darüber, liebe Leserinnen und Leser?

So oder so wünsche ich Ihnen einen erholsamen Sommer in unserem Tourististan.



Beat Jost, 1954, ist Gemeindepräsident in Albinen und war Journalist, Gewerkschafter und Grossrat.
beat.jost@albinen.ch

Kolumne

Wir sind zu selten allein

Alleinsein kann heilsam sein. Nur hält uns dessen Gleichsetzung mit Einsamkeit davon ab, es öfters zu sein.

Das mit dem Alleinsein ist so eine Sache. Entweder man ist es zu selten oder zu oft. Ein Dazwischen ist schwer herzustellen, es gibt nur die Suche danach – und die gestaltet sich oft schwierig. Eine Studie namens «The Pain of Doing Nothing» der Universität Virginia zeigte 2014, dass ein Viertel der befragten Frauen und zwei Drittel der befragten Männer sich lieber einem Elektroschock aussetzen würden, als nichts zu tun oder Zeit allein zu verbringen. Das zeigt, wie negativ wir das Alleinsein als Gesellschaft bewerten.

Sind wir allein, ist uns oft unwohl, weil wir uns dabei nicht auf uns selbst, sondern auf andere konzentrieren. Im Sinne: Wissen die anderen, dass ich hier im Café, im Kino, im Imbiss auf gar niemanden warte, sondern schlichtweg mit mir allein hier bin? Das soziale Stigma, das wir mit solchen Gedanken selbst stilisieren, rührt daher, dass wir Alleinsein mit Einsamkeit gleichsetzen, die als unfreiwillig, als Strafe, als ungesund gilt. Dabei sind, wie der norwegische Philosoph Lars Svendsen in seinem Buch «Philosophie der Einsamkeit» schreibt, allein sein und sich einsam fühlen «sowohl in logischer als auch in empirischer Hinsicht zwei voneinander unabhängige Phänomene».

Alleinsein kann in ausgewählten Momenten guttun, Einsamkeit auf Dauer weniger. Eine Online-Umfrage von BBC mit dem Titel «The Rest Test» (Der Ruhe-Test) hat ergeben, dass die meisten Aktivitäten, die als besonders erholsam empfunden, allein durchgeführt werden. Das bedeutet nicht, dass die Befragten nicht gerne gesellig sind, aber sie erholen sich dabei nicht.

Alleinsein ist heilsam, wenn es freiwillig ist. Unser Körper sehnt sich danach und unser Kopf braucht es. Expert:innen sagen, dass es sich sogar positiv auf soziale Beziehungen auswirkt, Kreativität und Selbstvertrauen verbessert und es einfacher macht, die eigenen Emotionen zu regulieren, was wiederum hilft, mit widrigen Situationen umzugehen.

Vor einem Monat bin ich nach New York gereist. Auch wenn ich mich dort mit Freundinnen getroffen habe, war die Erfahrung, allein einen Langstreckenflug inklusive Umstieg zu meistern (okay, ich musste zum Gate rennen, aber ich habe es geschafft) und mich in einer fremden Stadt mit knapp 19 Millionen Einwohner:innen zurechtzufinden, extrem ermutigend. Mehr denn je wusste ich danach, wer ich war, was ich wollte, was ich konnte und was mich interessiert.

Allein zu sein und allein zurechtzukommen hat mein Selbstvertrauen gestärkt. Das ist nicht das erste Mal, dass ich diese Erfahrung gemacht habe. Gerade in turbulenten Zeiten, in denen ich vielleicht entscheiden muss, wie es weitergeht, hilft mir der Rückzug mit meinem Selbst sehr. Indem ich mich aus dem sozialen Kontext meines Lebens löse, mich von dem befreie, was mich im Alltag bestimmt, kann ich besser erkennen, wie ich von diesem Kontext geprägt und getrieben werde. Ich höre meine Gedanken besser, wenn ich fernab von allen sozialen Bezügen bin.

Das schrieb auch Hannah Arendt in ihrem Buch «Vita Contemplativa»: «Ohne Einsamkeit wäre das Denken selbst nicht vorstellbar.» Und in ihrem Buch «Vom Leben des Geistes» hielt sie fest: Erst im

aktiven Rückzug vom tätigen Leben, im Rückzug von der Welt, entsteht ein Raum, in dem so etwas wie «Sinn-Suche» möglich wird und in dem es zu einem «Selbstdenken» kommt, zu einem Gespräch mit etwas «Unsichtbarem». Und sie muss es ja wissen.



Elena Lynch, 1991, stammt aus Brig und wohnt in Zürich. Sie ist Historikerin und Journalistin.
elena@lynch.ch

ANZEIGE

Ihr kompetenter Partner für Werbung.

T 027 948 30 40 · inserte@pomona.ch